

Interview

Andrea Petković: «Literatur war die einzige Möglichkeit, Tennis zu vergessen»

Die deutsche Tennisspielerin Andrea Petković schreibt seit Jahren Kolumnen über ihr Leben zwischen Spitzensport und Leselust. Nun erscheint ihr erstes Buch.

Samuel Burgener

24.10.2020, 00.45 Uhr

[Hören](#) [Drucken](#) [Teilen](#)

Nils Heck

«Beim Schreiben habe ich einen grossen Widerwillen anzufangen. Aber wenn ich drin bin und schreibe, werde ich friedlich»; Tennisspielerin und Autorin Andrea Petković, 33.

Bücher am Sonntag: Andrea Petković, Sie wurden als «Tennisprofi mit Leidenschaft für Literatur» bezeichnet. Sind Sie nicht eher eine Literatin mit Leidenschaft für Tennis?

Andrea Petković: In fünf Jahren erscheint vielleicht ein Artikel mit der Überschrift: «Autorin mit Leidenschaft für Tennis». Momentan bin ich in vielen Köpfen noch die Tennisspielerin.

Auch in Ihrem Kopf?

Das professionelle Tennis ist mein Hauptberuf. Und nebenbei schreibe ich. Aber ich spüre mittlerweile den Drang, jeden Tag zu schreiben. Und wenn es nur ein paar Zeilen Blödsinn sind.

In Ihrem Buch beschreiben Sie, wie Sie an einer Buchmesse anstehen, um ein Autogramm von Jonathan Franzen zu ergattern. Dann werden Sie als Tennisspielerin selber um ein Autogramm gebeten. Eine symbolische Szene für Ihr Leben zwischen Tennis und Literatur?

Vielleicht. Es war mir sehr peinlich. Die Leute, die mich um ein Autogramm baten, hatten schon eines von Franzen. Ich sagte dann, ich würde auf einer anderen Seite in Franzens Buch unterschreiben. Doch die wollten, dass ich neben Franzen stehe. Und ich kam mir vor, als wäre ich eine Graffiti-Sprayerin, die ein schönes Werk mit einem schlechten übermalt.

Sie haben ein Leben lang einen Tennisschläger in der Hand gehalten. Wie fühlt es sich an, das eigene Buch in der Hand zu halten?

Jüngst war ich in einem Buchladen, sah zum ersten Mal mein Buch und fasste es an. Ich fühlte nichts, was mich irritierte. Dann erinnerte ich mich, dass ich ähnlich fühlte, als ich Turniere gewann und den Pokal in den Händen hielt. Es dauerte jeweils einige Tage, bis ich Freude verspürte. Ich hoffe, mit dem Buch verhält es sich ähnlich.

Sie schrieben einst, David Foster Wallace habe Ihnen das Tennis erklärt. Ein Literat erklärt einem Tennisprofi dessen Sport?

Als ich jung war, hab ich auf das Tennis hinuntergeschaut, auf mich selber als Spielerin. Ich habe mich zweigeteilt: Als wäre der eine Teil von mir vom Verstand geprägt, mit Sinn für die wichtigen Dinge, mit viel Liebe für Geist, Literatur, Kultur. Der andere Teil war der Sport. Das Körperliche, Banale, Unwichtige. Erst als ich dann die Essays von Foster Wallace gelesen habe, mit etwa 24, merkte ich, weshalb ich so sehr am Tennis hänge.

Weshalb?

Da ist so viel Symbolik, so viel Bedeutung. Ein Tennisspiel repräsentiert das Leben in komprimierter Form. All das Pech und Glück. Triumphe und Niederlagen. Die Freude, den Schmerz. Verlieren, aufstehen, weitermachen. Foster Wallace hat mir Tennis intellektuell und existenziell begreifbar gemacht. Früher schämte ich mich dafür, den Sport viel zu wichtig zu nehmen. Heute lasse ich meine Liebe zum Tennis zu. Jüngst schaute ich die Halbfinals der French Open. Acht Stunden am Stück. Ich war voller Freude. Da war alles drin.

Foster Wallace wurde mit 15 Jahren klar, dass er im Tennis zu wenig gut war für eine Profikarriere.

Er war zum ersten Mal mit einer erwachsenen Traurigkeit konfrontiert, mit einer unüberwindbaren Grenze. Jeder Sportler, ausser vielleicht Roger Federer, stösst an solche Grenzen. Ich habe als Spielerin fast alles erreicht, war in den Top 10, gewann Titel. Doch ich habe nie ein Grand-Slam-Turnier gewonnen. Diese Grenze zu spüren, geht mit einer grossen Traurigkeit einher. Bei Foster Wallace habe ich mich verstanden gefühlt.

Sie gelten als Kopfmensch. Hat das stete Nachdenken eine noch grössere Karriere verhindert?

Viele behaupten dies. Doch es gibt auch eine andere Sicht. Die permanente Selbstreflexion behindert einen zwar auf dem Platz. Dort sollte man im Flow sein, in völliger Vertiefung. So wie Roger Federer, der anscheinend mühelos in diesen Zustand findet. Wenn man auf dem Platz zu viel nachdenkt, ist man raus. Andererseits hat mir die Selbstreflexion geholfen. Als ich jung war und mir keinen Coach leisten konnte, habe ich über meine Matches geschrieben. Mich selber reflektiert und gecoacht. So wurde ich zu einer besseren Spielerin.

2015 haben Sie mit dem Schreiben begonnen.

Am Anfang habe ich Spielberichte geschrieben. Welchen Fehler machte ich im vierten Game des dritten Satzes bei 40:40? Das hat mir beim Loslassen und Einschlafen geholfen. Dann schrieb ich für ein Tennismagazin einen Text. Darin verglich ich die Rivalität von Roger Federer und Rafael Nadal mit derjenigen der Künstler Willem de Koonig und Jackson Pollock. Rivalen, die sich ärgern und nicht begreifen, dass sie durch den Gegner stärker werden. Dass sie einander brauchen.

Ihre Texte und Kolumnen wirkten, als wollten Sie das Tennis-Universum zeitweise verlassen.

Am Anfang schrieb ich Kolumnen, und die Redaktorin sagte, sie verstehe nicht, was ich sagen wolle. Ich müsse umformulieren. Da lernte ich, mich besser zu erklären. Und von aussen auf die Tenniswelt zu schauen. Zu verstehen, wie abstrus diese Welt manchmal ist. Und wie wichtig wir sie nehmen. Auch das Lesen hat mir geholfen.

Wie?

Die Literatur war die einzige Möglichkeit, Tennis zu vergessen. Wenn ich Serien oder Filme schaute, ratterte es trotzdem in meinem Kopf. Der Druck, gewinnen zu müssen, war trotzdem da. Nur, wenn ich gute Bücher las, konnte ich loslassen. Beim Schreiben war das Abkapseln noch stärker. Ich existierte nicht mehr als Tennisspielerin.

«Damals in Melbourne, vor meinem ersten grossen Spiel, hatte ich panische Angst, mich zu blamieren. Dann fing ich an, Dostojewskis <Verbrechen und Strafe> zu lesen.»

Sie schliefen unzählige Nächte allein in Hotels. In dieser Zeit fühlten Sie sich wie Raskolnikow, die Hauptfigur in Dostojewskis <Verbrechen und Strafe>.

Ich zog mal diesen Vergleich, und natürlich sieht das schlecht aus für mich als Pendant des hochnäsigen, unsozialen, grübelnden Raskolnikow. Aber es war nun mal, wie es war: Damals in Melbourne, vor meinem ersten grossen Spiel, ich war 18-jährig, hatte ich panische Angst, mich zu blamieren. Dann fing ich an, «Verbrechen und Strafe» zu lesen. Ich identifizierte mich mit Raskolnikow, mit dieser Enge in seinem Zimmer und in seinem Leben. Als ich merkte, dass es ihm viel schlechter ging als mir, beruhigte mich das.

Sie schrieben einst, Hemingway sei – auf das Tennis übertragen – ein Netzspieler mit schnellem, direktem Spiel. Wer ist der Roger Federer der Literatur?

Roberto Bolaño ist Roger Federer. Weil er alles kann. Bei allen anderen Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die ich mag, gibt es Dinge, an denen ich persönlich andocken kann. Bei Hemingway etwa ist es das Martialische, das ich mit dem Tennis verbinde. Bei Federer und Bolaño kann man Meistern zusehen, wie sie ihre Kunst vollenden. Wer sie spielen sieht oder liest, merkt, dass Jahrtausendtalente am Werk sind. Bei Rafael Nadal oder Novak Djokovic ist es anders. Bei ihnen muss man einen Bezug herstellen. Man muss das existenziell Kämpferische an Nadal mögen oder die immense Widerstandsfähigkeit von Djokovic. Bei Roger kann man neutral feststellen, dass er vollkommen ist.

Sie selber waren beim Tennis immer sehr wütend, wenn es schlecht lief. Wie ist es mit dem Schreiben?

Negative Emotionen sind schlecht. Doch sie sorgen für Adrenalin, sie können einen befreien. Dann schwitzt man, die Augen gehen weiter auf, man fokussiert sich. Im Schreiben war ich lange gefangen. Ich sass allein vor dem Computer und verzweifelte. Irgendwann habe ich gemerkt, dass der körperliche Zustand auch beim Schreiben eine Rolle spielt. Dass ich raus muss, wenn es nicht läuft. Eine Stunde joggen.

Wie unterscheiden sich Schreiben und Spielen sonst?

Ich gehe immer wahnsinnig gerne auf den Platz. Wut und Enttäuschung kommen erst, wenn ich eine Niederlage verarbeiten muss. Beim Schreiben ist es umgekehrt. Ich habe einen grossen Widerwillen anzufangen. Aber wenn ich drin bin und schreibe und über das Schreiben eine Müdigkeit erlange, werde ich friedlich.

Sie hatten früh den Drang, an die Spitze zu kommen. Irgendwann merkten Sie, dass Sie mehr brauchen als Tennis. Was treibt Sie an?

Mein Buch ist auch eine Suche nach den Gründen für meinen Ehrgeiz. Ich schreibe über Dinge, von denen ich denke, dass sie mich angespornt haben: der Migrationshintergrund, die Minderwertigkeitsgefühle als Arbeiterkind im noblen Tennisklub. Doch jüngst sah ich Michael Jordans Netflix-Doku. Er dachte sich, fast krankhaft, Zwistigkeiten aus, um sich zu pushen. Da dachte ich: Das hat mit der Persönlichkeit zu tun. Vielleicht entstammt auch mein Ehrgeiz eher dem Charakter als den Lebensbedingungen.

Sie schreiben, dass Sie durch das Tennis Konflikte nach aussen tragen können.

Der Tennisplatz ist für mich eine sichere Zone, in der man in geordneten Abläufen Aggressionen, Wettkampfgeist, Triumphhunger ausleben kann.

Sie bezeichnen den Platz als Umgebung der Freiheit, ähnlich wie es die Natur bei Henry David Thoreau in «Walden» sei.

Thoreau ging nicht in die Wildnis, um sich selber zu finden. Sondern um er selber zu sein. So geht es mir beim Tennis. Ich kann mich benehmen, wie ich will. Früher war es so, dass Frauen Frauen waren und Männer Männer. Ich aber durfte auf dem Platz rumschreien, Schläger werfen, fluchen. Das Martialische ausleben, das den Männern vorbehalten war. Das war befreiend. Dieses Archaische hat Thoreau ähnlich erlebt. Er musste sich nur vor der Wildnis rechtfertigen.

Sie wollen Ihre Karriere im nächsten Jahr beenden. Was wird fehlen?

Ich habe Angst davor. Ich habe mir etwas aufgebaut für nach der Karriere. Aber ich frage mich, wo ich jemals die Höhen und Tiefen der Emotionen erleben kann, diese Intensität. In welchem Berufsfeld? Als Ärztin vielleicht. Aber ich werde ja nicht mehr Ärztin.

In der Literatur?

Viele bildende Künstler, die ich kenne, sehen beim Tennisspielen Bezugspunkte zu ihrer Arbeit. Für mich wäre es schön, wenn ich meine Gefühle beim Tennis in die Kunst übertragen könnte.

Sie schreiben, dass Sie süchtig waren nach Zuspruch, Applaus, Ruhm. Fürchten Sie sich davor, wie Ihr Buch aufgenommen wird?

Ich habe im Tennis zwei Dinge gelernt: Dass ich mich vom Wunsch nach Zuspruch lösen muss, wenn ich gesund bleiben will. Ich habe mich lange über meine Resultate definiert. Ich hatte, weil ich oft gewann und oft verlor, eine ständige mentale Achterbahnfahrt. Irgendwann akzeptierte ich die Leistung, die an diesem Tag möglich war.

Und das zweite?

Ich akzeptierte eine gewisse Komplexität des Menschen. Man kann gegen jemanden spielen, den man gut mag. Und dieser Person alles Schlechte wünschen. Das sind vielschichtige Gedankengänge, die man aushalten muss. Ich musste mir diese Fähigkeit über den Verstand erarbeiten.

Was bedeutet das für Ihr Buch?

Als das Buch rauskam, war ich panisch, rief meine Literaturagentin an und fragte sie: Was, wenn sie mich zerreißen? Oder schlimmer: Wenn niemand das Buch liest? Sie erinnerte mich daran, dass ich von der Akzeptanz der Leistung gesprochen hatte. Sie sagte: Hast du in exakt den Momenten, in denen du geschrieben hast, das Bestmögliche geschrieben? Da hat es Klick gemacht.

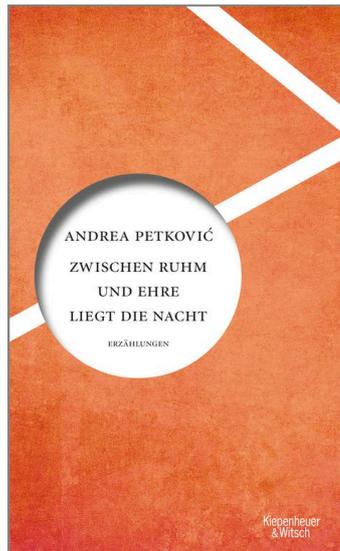
Eine schöne Stelle im Buch handelt davon, dass Sie nur vier Monate Pubertät hatten und für das Tennis einen hohen Preis bezahlten. Holen Sie sich mit dem Schreiben etwas zurück?

Ich denke schon.

Eine Versöhnung?

Eine Liebeserklärung an meine Familie und meine Freunde. Eine Erklärung, weshalb ich so oft weg war. Weshalb ich so vieles mit mir selber ausmachen musste. Weshalb ich ein Turnier spielen musste, obwohl meine Cousine heiratete oder eine Geburt anstand. Ich hatte beim Schreiben meine Familie und meine Freunde im Kopf. Ich hoffe, dass sie mir verzeihen.

Schreibende Champion



Andrea Petković galt vor Jahren als eine der besten Tennisspielerinnen der Welt, war als Weltnummer 9 klassiert, gewann Turniere. Noch heute spielt sie auf der Tour. 2015 begann sie Kolumnen zu schreiben, reflektierte ihr Dasein als Spitzensportlerin und nahm immer wieder Bezug zur Literatur. Nun hat sie ihr erstes Buch geschrieben. Es ist ein kluger, witziger, liebevoller, tiefgründiger Erzählband über ein Migrantenkid, das im Alter von sechs Monaten von Tuzla, Bosnien, nach Darmstadt mitgenommen wird und später über das Tennis den Zugang zu gehobenen Kreisen sucht. Über eine junge Frau, die mit stupendem Ehrgeiz weit kommt, aber von diesem Ehrgeiz ausgehöhlt wird. Und die irgendwann merkt, dass literarisches Potenzial in ihr verborgen ist. (sbr.)

Andrea Petković: Zwischen Ruhm und Ehre liegt die Nacht. Erzählungen. Kiepenheuer & Witsch. 2020. 272 S., um Fr. 29.-, E-Book 18.-.

NZZ am Sonntag

Andrea Petković

Wie die Tennisspielerin zur begeisterten Leserin und schliesslich zur Autorin wurde
10

Ulrich Becher

Ein grandioser Autor wiederentdeckt
5

Universum

Den Schwarzen Löchern auf der Spur
14

Bücher am Sonntag



In der aktuellen Ausgabe von Bücher am Sonntag lesen Sie auch:



«Buch der geträumten Inseln»: Sich in der Wildnis verlieren

Von Martina Läubli 24.10.2020

Mit Ulrich Becher ist ein grandioser Autor wieder zu entdecken

Von Manfred Papst 24.10.2020

Den Schwarzen Löchern auf der Spur

Von André Behr 24.10.2020

Mehr zum Thema

Interview

Karl Ove Knausgård verwandelt sein Leben in Literatur. So hemmungslos, dass er sich auch schon fragte: «Habe ich meine Seele verkauft?»

Der Schriftsteller Karl Ove Knausgård benutzt das Leben als Rohmaterial – sein eigenes, aber auch das seiner Angehörigen. Warum tut er das?

Martina Läubli

Nur für Sie

[Kontakt](#) [AGB und Datenschutz](#) [Impressum](#)

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.